Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 22

Artikel: Rudolf Tschan

Autor: Züricher, U.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638301

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

benes, Schwammiges vom Trinken. Er weiß es. Er schämt sich ja genug deswegen. Aber da, in seinen Kindern ist nichts von dem, was in der eigenen Jugend auf seinem Gesichte stand. Nur der gemeine Mund der Mutter und der breite Unterkiefer. Ja, essen können sie, stark sind sie. Und die weitvorstehenden Augäpfel mit den schweren Augendeckeln. Und die ausdruckslose, zurückfliehende Stirn. Sie schlagen der Mutter nach, ohne Zweifel. Er hat Träume gehabt, als er jung war; haben denn seine Söhne keine Träume? Aber er sieht nichts anderes, als daß sie ihn ungeduldig anstarren und von einem Fuß auf den anderen treten und denken... der Kuckuck mag wissen, was sie denken.

Die Mutter trat ein. Sie stand neben ihre Kinder. Ja, sie paßte zu ihnen. Man sah auf den ersten Blick, daß sie die Mutter war. Aber er der Vater? Nein, das sah man nicht. Das mußte man sich sagen lassen. Wenn er vielleicht ein Mädchen gehabt hätte, dann würde er sich wieder gefunden haben. Denn man sagt ja, daß die Mädchen den Vätern nachschlagen. Aber er hat nur Söhne. Nichts zu machen. Was ist, das ist. Was werden muß, das wird. Und er sah die Söhne argwöhnisch an, denn er fühlte eine innere Widersetzlichkeit in ihnen anwachsen, je größer sie wurden. Und er täuschte sich nicht. (Fortsetzung folgt.)

Rudolf Tschan: Kirchgang in Sigriswil. (Im Besitze von Wwe. E. Zumstein, Bern.)

Rudolf Tschan.

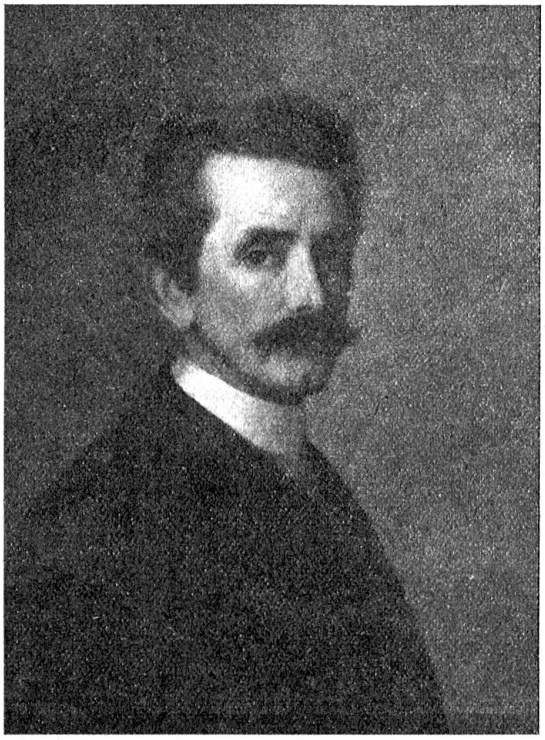
Von U. W. Züricher.

Ueber den am 4. März 1919 in Gunten verstorbenen 70jährigen Maler Rudolf Tschan habe ich im „Bund" vom 7. März dasjenige gesagt, wozu mich der so unerwartete und von tragischen Schatten umwobene Todesfall drängte. Heute nun, aufgefordert, zu den reproduzierten Bildern Tschans ein paar begleitende Worte zu schreiben, möchte ich mich so wenig als möglich wiederholen.

Wie in einem jungen Lehrer die Sehnsucht nach der Kunst lebendig wird und er den sichern Brotkorb und den bürgerlich geachteten Beruf vertauscht mit der in jeder Hinsicht unsichern und immer für viele etwas verdächtigen Künstlerlaufbahn, ist ein psychologischer Fall, der sich immer und immer wiederholt. Wenn nicht eine seltene und übermächtige Begabung kategorisch nach einer bestimmten Gestaltung drängt, wird die Richtung, der sich der angehende Künstler hingibt, sehr oft, ihm selber unbewußt, von herrschenden Zeitrichtungen mitbedingt werden. Und selber Einzigartige können nicht völlig unbeeinflußt von der dominierenden Massenpsychologie ihren Weg gehen. Entscheidend für alle bleibt, ob sie sich selber treu bleiben, ob sie von den, von der künstlerischen Umwelt teilweise mitgeschaffenen Ausdrucksmitteln nur diejenigen sich aneignen, die wirklich ihrem eigensten Seelenleben entsprechen. Zufällig stieß ich dieser Tage in einem Werk Robert Saitschiks, eines Schriftstellers, den ich seit Jahren immer wieder lese, auf eine Stelle, die ich mir anstrich: „Wer keine Einfachheit und Reinheit in seinem Innern hat, der weiß auch gar nicht, wie sehr er zum Betruge neigt: alles, was die Mode an Verkehrtheiten hervorbringt, findet in ihm notwendig einen Widerhall, und ihm imponiert jede Geschmacklosigkeit, wenn sie nur auf dem Banner des Zeitgeistes geschrieben steht." Diese Stelle fiel mir nun ein, als ich mir über das Leben und Arbeiten unseres verstorbenen Tschans Rechenschaft zu geben versuchte; in dem Sinne nämlich fiel sie mir ein, als die so ganz unmoderne Treue seiner angebornen Begabung gegenüber zweifellos auf den schlichten, wahren, einfachen und treuherzigen Charakter des Künstlers zurückzuführen ist. Zeitlich bedingt, bedingt also durch die Münchnerschule der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts, ist wohl ein gewisser Mangel an farbiger Sehkraft.

Ich will hier gar nicht versuchen, Tschan zu einem überragenden, verkannten Genie aufzubauschen. Das war er nicht; aber er war ein treuer Arbeiter mit einem durchaus künstlerisch empfindenden Naturell, dem doch zeitweise auch Dinge gerieten, die ganz bedeutend über den Durchschnitt hinausreichen und die manchem, der im Leben meinte, hochmütig und verächtlich auf ihn herunterschauen zu dürfen, eben nie gelingen. Soweit mir Tschans Lebenswerk bekannt ist, glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich darin zwei Höhepunkte unterscheiden kann. Der eine wäre wohl auf der Mitte des Lebens anzusetzen, wo er, von seinen Studienreisen im Ausland zurückgekehrt, in seiner Heimat sich mit freudigem Herzen einlebte und allen verborgenen Winkeln und Reizen mit suchendem, aufnehmendem, liebendem Auge nachging. Aus dieser Zeit stammen einige Bilder aus Bauernstuben, Küchen, Ofenecken, mit oder ohne figürlicher Belebung, die von einer ganz köstlichen malerischen Empfindung sind. Man wird bei ihnen unmittelbar an gute holländische Kleinmeister erinnert. Auf dieser Höhe hat

sich Tschans Arbeiten nicht immer halten können. Vielerlei bittere Enttäuschung in Kunst und Leben, Einsamkeit und



Rudolf Tschan: Aelteres Selbstbildnis. (Im Besitze von Wwe. E. Zumstein, Bern.)

ausbleibender Erfolg mögen die Lebensgeister oft heruntergestimmt haben. Er malte recht und schlicht weiter, malte nur, was ihm gefiel, oft recht gute Dinge, aber der entscheidende, konzentrierte, seelische Aufschwung wurde seltener. Auch der Aufenthalt in Mexiko brachte gute Bilder, ohne aber einer tiefgreifenden Wendung im Leben zu rufen. Um so überraschender wirkten die Kinderbilder seines letzten Lebensjahres. Einfache, großzügige malerische Behandlung vereinigt sich da mit einem tiefen Verständnis für die kindliche Psyche und zudem mit großer Porträtähnlichkeit. Hier, unmittelbar vor seinem Tode, haben wir also wohl einen zweiten Höhepunkt von Tschans Kunstschaffen zu erblicken. Die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassende Nachlaßausstellung wird das alles auch einem weitern Publikum deutlich machen.

Um die Seele eines Künstlers, speziell eines Malers, zu erfassen, muß man sich über sein Verhältnis zur Natur möglichst klar zu werden suchen. Hier ist für alle ein entscheidender Punkt. Die meisten Imponierworte der neuern Kunstentwicklung sind recht unglücklich gewählt. Es gibt ja welche darunter, wie Pointillismus, Parallelismus usw., die einer bestimmten Malweise, einer eigenwilligen Maniriertheit gerecht werden, sie sofort eindeutig bestimmen. Aber andere, wie Impressionismus, Expressionismus, Futurismus usw. sind bestenfalls nur irreführende, konträrsuggestiv entstandene Falschmeldungen. Alles, was ursprünglich zur Seele eines Malers spricht, ihn eben drängte, Maler zu werden, sind Naturschönheiten: Schönheiten der Farbenharmonie, der Lichtwirkung, des Linienflusses der körperlichen Form. Alle derartigen Natureindrücke sind eben „Impressionen", und auch die subtilste und verstiegenste seelische Kompliziertheit kann, wenn sie sich malerisch ausdrücken will, nicht um das sinnlich Wahrnehmbare herumkommen und muß es, wenigstens als Symbol einer dahinterliegenden, aber durch sie in Erscheinung tretenden geistigen Welt, in jeder Beziehung gelten lassen. Der Ausdruck nun des Malers, seine „Expression", zeigt eben, was von der Umwelt ihm Eindruck gemacht hat, was er ausgewählt hat, was er hat hervorheben wollen, was ihm „Impressionen" gemacht hat. Solange es überhaupt künstlerische Darstellung gegeben hat, konnte diese ihrer ganzen Natur nach nichts anderes sein, als eben Impressionismus und Expressionismus zugleich. Drum soll man sich nicht Sand in die Augen streuen lassen und die Dinge nicht gar so verstiegen und gelehrtenhaft zu erklären suchen.

Aber auch bei voller Erkenntnis dieser Sachlage befinden sich die Maler gleichwohl beständig zwischen Scylla und Charybdis. Bei ihnen heißen sie einerseits sklavische Unterordnung unter die vorliegende Natur und andrerseits zuweitgehende Geringschätzung und Abstraktion eben dieser vorliegenden Natur. Warum beides Irrwege sind, will ich kurz darzulegen suchen. Die Natur bietet, so wenig wie im Moralischen, so wenig auch in der sinnlich wahrnehmbaren Umwelt lauter Harmonien. Sie bildet durchgehend ein Gemenge von unsagbar feinen Harmonien, von Andeutungen und Versuchen schönster Gebilde und allzu Unvollkommenem, Chaotischem. Wie der Mensch gegenüber diesem Tatbestand im Moralischen sich Richtlinien sucht, so auch im Aesthetischen. Das tiefe Einverständnis mit der Natur, das wir alle suchen, bedeutet nicht sklavische Unterordnung, sondern fühlendes Erfassen der in der ewig belebten Natur selbsttätigen Entwicklungslinien. So hat der Künstler, bei aller demütigen Unterordnung unter die in der Natur andeutungsweise sichtbar werdenden Geistesgesetze, ihr durchaus als wählender Wille gegenüberzutreten. Andrerseits darf wohl auch die zuweitgehende Abstraktion von den vorhandenen Naturformen als Irrweg angesprochen werden, und zwar deshalb, weil der Künstler ihn doch nur dann geht, wenn er keinen sozialen Zusammenhang mehr mit den übrigen Menschen empfindet. Die soziale Bedeutung des Künstlers steht und fällt damit, ob er fähig ist, das, was alle Welt schließlich in geringerem Grade auch empfinden kann, durch seine intensivere Gefühligkeit so darzustellen, daß der Nichtkünstler, soweit er aber doch ein fühlender Mensch ist, durch diese Gestaltung über den bedrückenden, sorgenvollen Alltag

Rudolf Tschan: Mädchenbildnis. (Im Besitze von Herrn Füri, Gunten.)

emporgehoben wird in eine lichtere, freudigere Welt. Geht die Abstraktion so weit, daß sie dem Nichtkünstler völlig

unverständlich wird, ist eben dieser soziale Zusammenhang aufgehoben. Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich doch noch sagen, daß Künstlerwege, wie alle Seelenwege, oft auch Umwege zu einem Ziel hin darstellen und daß daher nicht ohne weiteres jeder Beliebige urteilsfähig ist.

Impressionismus und Expressionismus, wie sie sich historisch entwickelt haben, sind schließlich nur die künstlerischen Ausprägungen dieser beiden hier gezeichneten Irrwege.

Wie verhielt sich nun Tschan zu diesem Konflikt? Auf den Höhepunkten seines Lebens hielt er sich in der glücklichen Mitte. In den Zwischenzeiten neigte er wohl manchmal zu einer allzu sklavischen Nachahmung der vorliegenden Natur. Und gerade dieser Weg wird sich immer dann leicht ergeben, wenn der volle Strom des seelischen Erlebens gehemmt, unterbunden ist. Und wieviel ist immer auch im stillsten, verborgensten Künstlerleben, das daran arbeitet, die Arbeitsfreudigkeit zu lähmen. Zu allen ungünstigen Zufälligkeiten des Lebens, denen alle Menschen unterworfen sind, die Künstler aber infolge ihres reizbaren Naturells in verstärktem Maße, kommt noch das speziell erschwerende Moment dazu, daß der Künstler, besonders auf dem Lande, beständig in einer Atmosphäre lebt, die seine Tätigkeit als sinnlos, als überflüssig, als Tändelei bewertet und sie höchstens billigt, wenn sie sich reichlich in klingende Münze umsetzt. Da er aber zugleich in seinem Innern das Ausharren bei dieser seiner Tätigkeit als kategorischen Imperativ empfindet, ist der Konflikt gegeben. Das Bewahren und Erhalten einer freudigeren, gehobeneren Stimmung aber als eine Art sozialer Pflicht zu fühlen und zugleich mehr als andere in Bereich verdüsternder Wolken zu stehen, bildet einen häufigen Konflikt in manchem Künstlerleben. Auch Tschan kannte ihn. Wohl umstellte er sich mit allerlei guten Dingen. Er baute sich ein Häuschen in einem stillen, schönen Erdenwinkel; er züchtete Blumen, die er leidenschaftlich liebte; er zähmte allerlei Vögel, sogar die Krähen traten in persönliche Freundschaft zu ihm; Kinderliebe war ihm in hohem Maße eigen. Die Verdüsterung hat ihn doch erreicht. Jenen aber, die den schlichten Künstler und braven Menschen persönlich gekannt haben, wird er andauernd in freundlicher Erinnerung bleiben.

Rudolf Tschan: Die Spinnerin. (Im Besitze von Wwe. E. Zumstein, Bern.)

Rudolf Tschan: Knabenbildnis. (Im Besitze von Herrn Füri, Gunten.)

Der Zweiundvierziger in der Schweiz.

Ein Kasperlispiel von A. Lechner.

(Nachdruck verboten. Aufführungsrecht vorbehalten.)

Soldat (singt hinter der Bühne, zuerst ganz leise, immer lauter und damit näher kommend; Gesang begleitet vom Dröhnen z. B. einer ins Rollen gebrachten Hantel):

„Ich bin ein junger Soldat
Von vierundvierzig Jahren,
:: Geboren in der Pfalz,
Das ist mein Heimatland.“ ::

(Tritt auf, eine Kanone im Arm oder nach sich ziehend, die auf ein besonderes Querbrettchen zu stehen kommt. Salutiert gegen die Zuschauer.) Ja, ja, meine Herrschaften, da wären wir denn also in der Schweiz und seit heute in der Stadt Bern. Der Krieg ist aus, und ich könnte auch sonst nicht mehr dabei sein, es ist zum Totschießen, wie was? Denn wie Sie sehen, meine Herrschaften, ist mein rechter Aermel leer.*) Das hat so eine verfluchte Kanonenkugel 75 mm zuwege gebracht, die von den Franzosen herüberkam, als wir vor Maubeuge standen, wie was?

Passen Sie mal auf, meine Herrschaften, ich will Ihnen vom Kriege was erzählen. Ich war vor dem Kriege Pistonbläser bei der Mülhauser Regimentskapelle. Als die Mobilmachung kam — — (schaut nach der breitern Spielseite) aber was kommt denn da für ein dämlicher Kerl? Das ist wohl so ein bernischer Eingeborener? Ein Glück, daß ich das Schweizerdeutsche verstehe. Ich verkehrte nämlich vor dem Kriege viel im Schweizerklub in Zürich, wie was?

Bauer (der inzwischen aufgetreten ist, beguckt sich den Soldaten von allen Seiten; bei Seite): Das isch wou so ne frömde Fötzu, a sir Bickelhube-n-a. Euseri Soldate hei keini settigi Fahnestange-Spitze uff de Chäppi. I will e chli mit'm abinge.

*) Läßt sich an der Puppe leicht bewerkstelligen.